

114

Intro/Impressum	5
Unser Sommertip	6
Parade der Zeichner	8
„Modernes“ aus den Niederlanden	12
Geheimnisvolle Wirklichkeiten	14
Für Notzeiten	16
Auf der Alten Mainbrücke	18
Alles neu	20
Durch die Lücken pfeift der Wind	22
„Und ich schlafe allein“	25
Shakespeare light	28
Der Verteidiger der Normalität	30
Short Cuts	34



Weingut seit 1128

Staatlicher Hofkeller
Würzburg



*„Wo aber der Wein
fehlt, stirbt der Reiz
des Lebens.“* EURIPIDES

Freuen Sie sich auf reizvolle Veranstaltungen
rund um den Wein bei den Events des
Staatlichen Hofkellers in Würzburg.

www.hofkeller.de



ALLTAG LUXUS SCHUTZ

SCHMUCK IM ALTEN ÄGYPTEN

Foto: Sandra Steiß, Ägyptisches Museum und Papyrussammlung, Staatliche Museen zu Berlin

Sonderausstellung
13. März – 6. Nov. 2016
Knauf-Museum Iphofen

Knauf-Museum Iphofen, Am Marktplatz, 97343 Iphofen • Tel. 0 93 23 / 31 - 0
Öffnungszeiten: Di. bis Sa. 10 - 17 Uhr, So. 11 - 17 Uhr • www.knauf-museum.de



IDOME NEO

OPER VON W. A. MOZART
AB 25. JUNI 2016

MAINFRANKEN THEATER WÜRZBURG

PREMIERE IM RAHMEN DES MOZARTFESTES WÜRZBURG

KARTEN: TEL. 0931/3908-124 | WWW.THEATERWUERZBURG.DE

Intro

Was wir gegenwärtig in der Welt erleben, könnte man – wäre einem zum Spötteln zumute – als einen Prozeß der regressiven Selbstverbesserung bezeichnen. Sowa mündet mit etwas Glück womöglich in einer Intelligenzexplosion. Hm, da fangen jetzt allerdings die Schwierigkeiten an. Vielleicht hat die ja schon stattgefunden, nur anders als wir kleinkarierten Geister es uns erträumt haben.

Wir hingen ja ohnehin der Vorstellung einer beständig im Fortschritt begriffenen Vernunft an; wir dachten, wenn nun die Intelligenz gar explodierte, dann würde uns immer mehr Intelligenz regelrecht um die Ohren fliegen, würde wie in einer Kettenreaktion immer mehr Intelligenz freigesetzt. So ähnlich! Ganz im Sinne von Charles Baudelaire, der lieber „die Mißgeburten seiner Phantasie der Trivialität der Fakten vorzog“, wollten wir vielleicht nicht für möglich halten, daß eine Intelligenzexplosion ja bedeuten könnte, daß die irgendwie noch vorhandene Intelligenz in unendlich viele kleine Partikel zerkrümmeln könnte, sozusagen zerstäuben. Und auf Ordnung und Sauberkeit bedacht, würden wir im wahrsten Sinne gedankenlos mit einer Bürste die Intelligenzpartikel wegfegen; oder wie lästige Fliegen mit ein paar Blättern von der SZ zerdätschen.

Wir verzichten hier auf die naheliegenden Beweise dafür, daß von der Intelligenz vielleicht nicht mehr allzu viel übrig ist. Nur mal so: Letzthin hat auf Spiegel-online eine Mutter erzählt, wie aus ihrem Gör in Silicon Valley (da muß es die Familie hin verschlagen haben) in nur einem knappen Jahr in der Vorschule genau das Wunderkind gemacht wurde, das sie ja sowieso in die Welt gesetzt hatte, das aber von der wahren Lehre – ähnlich dem Dornröschen – natürlich noch wachgeküßt werden mußte. Ergreifend! Oder – im nämlichen Leitmedium - bekannte ein Redakteur, daß er ein Smartphone so nützlich findet, weil er – nur so zum Beispiel – nun eben nicht „mit anderen stundenlang darüber diskutieren muß, wann Molière gestorben ist“. Er schaut einfach nach, weil er alle Informationen ja immer dabei hat.

Solche Ergüsse könnten sich übrigens dem zu häufigen Tragen von Headsets verdanken. Sie könnten aber auch das Ergebnis der besagten Intelligenzexplosion sein.

Die Redaktion

nummer einhundertvierzehn

herausgegeben vom **Kurve e.V.** –

Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare

Herstellung: bonitasprint, Würzburg

Kontakt

nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15-17 · 97076 Würzburg
Tel.: 0931 – 413937 · mail@nummer-zk.de

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
Achim Schollenberger [as], Renate Freyensen
[frey], Viviane Bogumil [vb], Heide
Dunkhase, Frank Kupke, Ulrich Karl Pfann-
schmidt [up], Jan Smid.
Für die Inhalte der Artikel sind die Autoren
selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

Umschlagfarbe: Pantone 297 C

Layout

Akimo

Anzeigenpreisliste 2.2010

Künstlerportfolio:

€ 100 Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)

Short Cuts:

€ 80 Viertelseite 77,5 x 100

€ 100 Halbe hoch 77,5 x 205

€ 100 Halbe quer 160 x 100

€ 200 Ganze Seite 186 x 246

€ 250 Anschnitt/U4 186 x 246

alle Maße: Breite x Höhe in mm

alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100 HKS-Farbskala

€ 125 Pantone-Farbskala

alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 42 Mitgliedschaft im 10 x 1 Heft
Förderverein Kurve e.V.

€ 30 Jahresabonnement 10 x 1 Heft

€ 30 Geschenkabonnement 10 x 1 Heft

€ 60 Förderabonnement 10 x 2 Hefte

alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.

Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,

wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung:







Unser Sommertip:

Warum denn gleich den Kopf in den Sand stecken?
Eine Gehirnwäsche geht doch auch in der Wäschetrommel!

*Gesehen im interaktiven Comic-Container
der Erlebniswelt von Kinky & Cosy, Erlangen 2016*

Foto: Achim Schollenberger



*Die Zeit drängt. Jeden Tag soll es ein frisches, neues Comic-Magazin geben!
Die Gilde der niederländisch-flämischen Zeichner in Aktion. Beim Durchlauf: Joost Swarte.*





Parade der Zeichner

Zum 17. Internationalen Comic-Salon in Erlangen

Text und Fotos: Achim Schollenberger

Fieberhaft wird gezeichnet. Und immer unter Beobachtung. Ambitioniert war das Projekt der niederländisch-flämischen Comiczeichner während des diesjährigen Internationalen Comic Salons in Erlangen. Man wollte während des Festivals täglich eine komplette Comiczeitung mit jeweils 20 Seiten produzieren, Auflage immer 500 Stück, alles gratis, ganz für die Fans der gezeichneten Kunst. Mit viel Engagement und Equipment und - zumindest bei unserem Besuch - guter Dinge und Laune saßen die Zeichner über den Tischen in ihrem offenen Atelier, in ihrer provisorischen „Redaktion“, etwas versteckt gelegen im Erlanger Rathaus. Und meistens schaute irgend jemand über ihre Schultern, mal waren es die Besucher des Comic Festivals, mal die Medien.

Ganz genau zoomten die Fernsehkameras auf das Geschehen, wollten im Bild festhalten, wie denn nun die „Parade“, so der Name der geplanten Publikation, entstehen würde. Fragen wurden von den Künstlern, darunter bekannte wie Joost Swarte und Randall Casaer, bereitwillig beantwortet, dadurch immer wieder schnell der Stift oder die Computermaus und Tastatur beiseitegeschoben.

Das war natürlich auch der Sinn des Projektes. Arbeitsatmosphäre, ein kleiner Blick hinter die Kulissen vermitteln, trotz Schnäppchenjagd und Verkaufstrubel. Manchmal beschlich einen doch das Gefühl, es ginge, zumindest im Eingangsbereich des angegliederten Kongresszentrums der Heinrich-Lades-Halle am Rathausplatz, vorrangig um das Anpreisen der vielen Comic-Alben durch die Verlage und Autoren.

Daß da manche Gratis-Zeichnung in die erworbenen Alben oder mitgebrachten Zeichenblöcke wandert, ist seit Jahren gang und gäbe und nicht wenige Comicfans haben sich so eine feine Sammlung mit Originalzeichnungen zugelegt. Nun, die zahlreichen, angereisten Zeichner und Autoren (die Zahl ging wieder in die Hunderte), wissen das. Es gehört eben dazu, und so signieren und zeichnen sie stundenlang ohne zu murren und klagen, obwohl man doch die Früchte seiner Arbeit verschenken muß.

Auch die niederländisch-flämischen Comic-Künstler verschenken am Abend die erste Ausgabe von „Parade“. Und was nicht verwundert, schnell ist sie „ausverschenkt“, in den Tüten und Taschen der Sammler verschwunden.

Seit 1984, alle zwei Jahre, pilgern die Comic-Fans nach Erlangen, die Zahl der Besucher ging kontinuierlich aufwärts. Über 25 000 kamen auch heuer wieder zur 17. Ausgabe. Der Comic-Salon ist mittlerweile zum wichtigsten Festival für graphische Li-



Mangagrusel in der Fußgängerzone

teratur im deutschsprachigen Raum geworden und genießt aber auch über die Grenzen hinaus international hohes Ansehen.

Erlangen ist sich, nach anfänglicher Skepsis, der Strahlkraft des Comic-Salons wohl bewußt. Die Fußgängerzone ist beflaggt, Geschäfte haben Platz in den Schaufenstern für die bunten Bildgeschichten freigeräumt. Auf dem Schloßplatz mitten in der Stadt stand in den letzten Jahren meist ein imposantes Teil. Diesmal ist es ein Container, der Neugierige anlockt, um sich beim Experiment von Kinky & Cosy, den beiden frechen Mädchen des flämischen Zeichners „Nix“ vielleicht eine Gehirnwäsche verpassen zu lassen.

Ein wichtiger – vielleicht der wichtigste – Bestandteil des Salons sind die kuratierten Ausstellungen. Sie bieten einen beeindruckenden und oftmals nur in Erlangen zu sehenden Überblick über die vielen verschiedenen Spielarten des Genres.

Satirisches von Béla Faragó im Kunstmuseum Erlangen

„Familie Meyer überglücklich einen Original-Hörl erwerben zu können.“



Eine zum Beispiel, „Istanbulles“, zeigte diesmal die aktuelle und durchaus rege Szene der Comics, Karikatur und Satire in der Türkei, ein angesichts drohender Repressalien ein nicht immer leichtes, aber dafür umso mehr Mut erforderndes Metier. Und

nach den Pariser Anschlägen auf „Charlie Hebdo“ sowieso. Gratis dazu gab es eine zum ersten Mal in deutscher Sprache erscheinende Ausgabe des Comic-Magazins „UYKUSUZ“, was übersetzt „schlaflos“ bedeutet.

Was sich in Indien, einem Land, in dem die Comics lange wenig Anerkennung fanden, graphisch tut, ließ sich auch entdecken. Immer mit viel Phantasie gestalten die Organisatoren dabei die Ausstellungsarchitektur, schaffen kleine Orte im Ort (Veranstaltungshalle).

Ob japanische Manga-Kunst, mit den meist flanierenden, kostümierten weiblichen Fans, oder gezeichnete Grenzgänge, Ausgrenzung, Stigmatisierung als Thema, Biographisches, längst hat sich das Aussehen und Image der Comics generell gewandelt. Vom „Schundheftchen“ zur „Graphic Novel“ war es ein weiter Weg. Natürlich gibt es immer noch die ewig jungen, netten harmlosen und die einfach Kurzweil bereitenden Geschichten, doch immer mehr Zeichner beschäftigen sich mit nicht pflegeleichten, sozialen und kulturellen Themen. Angesichts der Konflikte und Umbrüche die unsere Gesellschaft erlebt, ist dies nur konsequent und logisch. Viel zu Lachen gibt es manchmal nicht.

Lohnend ist auch der Weg in die sogenannten Partner-Ausstellungen. Das Kunstmuseum Erlangen zeigt noch bis zum 26. Juni unter dem Titel „Schwarztruhe“ neben Originalen der „Parade-Zeichner“ auch bitterböse Ansichten zu Kunst und Kunstvermarktung und weitere sehenswerte Arbeiten von acht lokalen Künstler-Kollegen.¶

Die Parade 1-3 als pdf und weitere Infos sind im Internet zu finden unter: dutchflemishparade.com.

Auf der Frankfurter Buchmesse im Oktober soll das Parade-Projekt weitergeführt werden.

2016 werden die Niederlande und Flandern Gastländer sein.



Ausstellungsecke mit Gratismagazin „UYKUSUZ“

„Modernes“ aus den Niederlanden

Die Sammlung Veendorp/Groningen zu Gast im Museum im Kulturspeicher in Würzburg

Text: Renate Freyisen Fotos: Achim Schollenberger



Johan Barthold Jongkind, „Landschaft am Abend“, 1861

Die „Niederländische Moderne“, eine Ausstellung im Würzburger Kulturspeicher, umfaßt 71 Gemälde und 9 Skulpturen aus der Sammlung Veendorp/Groningen. Nun ist der Begriff Moderne dabei doch recht irreführend; hier gibt es nichts Abstraktes. Die Bilder sind vielmehr dem Umkreis von Impressionismus und Realismus zuzuordnen, sind entstanden am Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts und spiegeln den eher konservativen Geschmack des Sammlers wider.

Auffällig dabei sind die „rauchigen“, grau getönten Farben, die düsteren Stimmungen, die konventionellen Sujets wie Stilleben, Genrebilder, die vielen Seestücke, die weiten, oft leeren Landschaften mit den typischen Windmühlen. Beeinflußt wurden die

niederländischen Künstler natürlich von den eigenen Traditionen, aber auch von den „neuen“ französischen Stilrichtungen, vor allem von der Schule von Barbizon mit ihrer Pleinair-Malerei. Umgekehrt inspirierten die Niederländer auch französische Kollegen, etwa Johan Barthold Jongkind Monet Auch deutsche Künstler wie Corinth und Liebermann holten sich Anregungen von den Niederländern, letzterer z. B. von Isaak Israels.

Einige wenige Werke zeigen pointillistische Züge, etwa „Düne und Meer“ gemalt 1899 von Jan Toorop. Die „Flaschen vor Winterlandschaft“ aus dem Jahr 1934 von Tochter Charely Toorop lassen an Neue Sachlichkeit denken. Insgesamt aber dominieren die altbekannten Gegenstände. Bei den vorwiegend



Charley Toorop, „Flaschen vor Winterlandschaft“, 1934

kleinen Bronzeplastiken von Joseph Mendes da Costa oder Lambertus Zijl ahnt man die Tendenzen zur Vereinfachung oder zur stärkeren Betonung des Ausdrucks. Während die stimmungsvollen Holland-Ansichten trotz ihrer „sumpfigen“ Kolorierung oder ihres verschwimmenden Horizonts noch an die Alten Meister erinnern, scheinen die Seestücke quasi leergeräumt, nur aus Himmel und Wellen zu bestehen; das französische Vorbild, Daubignys „la mer, temps gris“ (1858) ist als Vergleich zu sehen. Die Landschaften – Vorbild: Camille Corot „La Rochelle“ – wirken oft wie von vergehendem Licht beschienen, von feuchter Kühle überzogen. Stadtansichten – ein frühes Gemälde, „L’église de Vaugirard“ von Paul Gauguin findet sich ebenfalls in der Sammlung – be-

tonen eher das Schlichte, sind häufig geprägt vom Einfluß des Impressionismus, und bei Darstellungen von Menschen bevorzugt z.B. Isaak Israels gerne einen heftigen Pinselschlag, einen fleckigen, pastosen Farbauftrag, um das Spontane des Augenblicksindrucks spüren zu lassen.

Bei den Stillleben herrschen nicht mehr die symbolhaften Gegenstände vor, sondern, wie bei Odilon Redon, ausgefallene Objekte, etwa Bücklinge, schon verwelkende Blumen, Hut und Handschuhe, schlafte Blätter, einfache Pflanzen, meist als Einzelobjekt oder im matten, fleckigen Farbauftrag sich kaum vom Hintergrund abhebend. Viele dieser Bilder verstärken den Eindruck einer eher verdüsterten Sicht auf eine untergehende Welt des Schönen.

Bis 26. Juni

Geheimnisvolle Wirklichkeiten

Wiebke Degler zeigt „Gegebene Stellen“ in der Werkstattgalerie des Künstlerhauses

Text und Fotos: Frank Kupke



Wiebke Degler: „Steiger“, Öl auf Kupfer, 2015

Beim ersten Blick sind auf den Bildern von Wiebke Degler einfach bloß recht naturalistisch wiedergegebene Szenarien aus Haus, Hof und Natur zu sehen. Doch wenn man ein paar Augenblicke vor einem der gut 30 Werke verweilt, die die Künstlerin in der Werkstattgalerie im Souterrain des Künstlerhauses im Würzburger Kulturspeicher unter dem Motto „Gegebene Stellen“ zeigt, fühlt man sich leicht irritiert. Und man kann gar

nicht so genau sagen, woran das liegt. Zwei Dinge fallen auf: Alle Arbeiten von Degler, die unter anderem in Warschau und in Halle a. d. Saale ausgestellt hat, sind menschenleer. Und: Die idyllischen Naturbilder, Fensterdurchblicke und Interieurs sind durchsetzt mit Gegenständen, die wie Hinterlassenschaften von Menschen wirken, die den auf dem Bild dargestellten Ort verlassen zu haben scheinen. Da gibt es verlassene Spielgeräte in Strandnähe,



Die Künstlerin Wiebke Degler (hinter ihr links: „Suckow“, 2014, rechts: „Geräte“, 2013)

einen leeren Sessel in einer biedermeierlich anmutenden Stube, die durch geschickten Lichteinfall ein wenig mystisch wirkt. Oder da gibt es eine filigrane Birkenallee, die auf eine irgendwie klassizistisch angehauchte Fassade eines Anwesens führt, die aber genausogut ins Nichts führen könnte.

„Mich interessiert, was mit Orten geschieht, wenn sie von Menschen verlassen werden“, sagt die gebürtige Berliner Degler. Durch Auswahl des Sujets und durch sorgfältiges Komponieren der Bildgegenstände auf der Fläche erhalten ihre Arbeiten etwas subkutan Unheimliches. Dieser Eindruck wird durch die Malweise mit hauchdünnen Farbschichten auf dem Malgrund und durch das damit einhergehende diffuse Ineinanderübergehen des auf dem Bild Dargestellten noch zusätzlich verstärkt. Alltägliches wird zu etwas Geisterhaftem, Rationales zu Okkultem. Manche dieser Arbeiten erinnern übrigens an das Schaffen des Berliner Künstlers Sid Gastl, dessen Werke vor drei Jahren auf der Arte Noah zu sehen waren. Vielleicht ist diese Überhöhung und Transformation des Alltäglichen durch malerische Mittel ein neuer Trend in der Kunstszene?

In technischer Hinsicht wird in der Degler-Ausstel-

lung der Reigen an Gemälden durch ein paar kleine graphische Arbeiten aufgelockert, bei denen sich im übrigen die handwerkliche Meisterschaft der Künstlerin zeigt. Inhaltlich herrscht auch auf Deglers Graphiken jene rätselhafte und geheimnisvolle Atmosphäre vor, die von ihren Gemälden ausgeht und die sich beim kleinen Format manchmal sogar noch verdichtet – insbesondere bei jenen Arbeiten, die sie in der aufwendigen Technik der Itagliotypie geschaffen hat.

Deglers Werke sind allesamt Arbeiten, die Fragen an die Realität aufwerfen, die nach dem Verhältnis des Einzelmenschen zu der ihn umgebenden Realität fragen und die letztlich auch unbemerkt und gleichsam subversiv die vermeintlich ach so klare Identität des Individuums hinterfragen, wenn nicht gar unterminieren, indem sie den Betrachter unaufdringlich einem Wechselspiel von Außenwelt und eigener Psyche aussetzen. Daß die Bilder und Graphiken keine fertigen Antworten bieten, sondern dem Betrachter Mut machen, sich selbst auf die Suche nach Antworten zu begeben, macht einen Hauptreiz und die Stärke dieser Ausstellung aus. ¶

Bis 3. Juli

Für Notzeiten

Schätze des Deutschen Ordens in Bad Mergentheim

Von Renate Freyisen



Georg Stephan Dörffer, Maria als Himmelskönigin im Strahlenkranz, 1798, Foto: Besserer, Laudaa-Königshofen

zen, und Patronatskirchen wurden mit prachtvollen liturgischen Geräten großzügig ausgestattet. Angestoßen wurde die Anhäufung eines solchen Schatzes durch die private Sammelleidenschaft von Erzherzog Maximilian III. von Österreich, der 1590 Hochmeister wurde und 1619 starb. Der Bruder von Kaiser Rudolf II. erbt nach dessen Tod 1612 viele wertvolle Objekte aus dessen Kunst- und Wunderkammer, und dieser wertvolle Schatz mit dem Gewicht von 163 Zentnern wurde nach einigen Streitigkeiten von Österreich, Tirol und Wien nach Mergentheim transportiert. Um den im Verlauf der Jahrhunderte weiter auch durch Schenkungen und Erbschaften angewachsenen Ordensschatz vor Napoleons gierigen Händen zu retten, verbrachte Hochmeister Anton Viktor von Österreich ihn 1805 nach Wien. Dort wird er seit 1957 öffentlich nahe des Stephansdoms gezeigt. Zur Ausstellung fanden von dort nun einige außerordentliche Objekte in die einstige Ordenszentrale

In den wunderschönen fürstlichen Räumen des Mergentheimer Schlosses, vor den Porträts der stolzen Hochmeister, können die Besucher die ehemaligen „Schätze des Deutschen Ordens“ bestaunen, etwa 70 wertvolle Objekte. Für die adeligen Herren dieser geistlichen Gemeinschaft, die einst von Mergentheim aus von 1525 bis 1809 in ganz Mitteleuropa und darüber hinaus 362 Kommenden verwalteten, 66 Hospitäler betrieben, für 554 Kirchen zuständig waren und 67 Orte besaßen, gehörte es zum Selbstverständnis, sich als Souverän zu präsentieren.

So trugen sie viele kostbare Gegenstände zusammen, die einerseits für Notzeiten gedacht waren und bei kriegerischen Auseinandersetzungen immer wieder nach auswärts in Sicherheit gebracht werden mußten, wobei ein gewisser Schwund eintrat, die aber andererseits natürlich der Selbstdarstellung dienten. Auch die Kommenden, die Ordensprovin-



Wenckheimischer Willkomm, Paulus Tullner, Nürnberg, zwischen 1559 und 1564, Schatzkammer des Deutschen Ordens, Wien



Medaille mit Bildnis Kaiser Maximilians I (Vorderseite), Hans Daucher, Augsburg, 1517 oder später, Schatzkammer des Deutschen Ordens, Wien

zurück. Bestaunen kann man auch einige wertvolle Raritäten, die verstreut in und um Mergentheim in ehemaligen Patronatskirchen aufbewahrt werden. Dazu gehören aus dem Münsterschatz der Stadt an der Tauber eine gotische Turmmonstranz von 1509, eigentlich ziselierte Architektur, große Barockleuchter oder eine silberne Strahlenkranzmadonna ebenso wie ein Reliquiar des Hl. Kilian. Alles wurde aus edlen Materialien von bedeutenden Goldschmieden gefertigt.

Aus Ailringen an der Jagst kommt eine feinst gearbeitete Monstranz, kunstvoll mit verschlungenen goldenen Ähren verziert, ein Wettersegel mit kreuzförmigem Bergkristall, aus Gelchsheim stammen drei äußerst prachtvolle Monstranzen, aus Gundelsheim am Neckar eine Strahlenmonstranz mit echten Steinen, gestiftet von einem zum Christentum konvertierten Juden; dort werden heute noch die Altäre vor Ostern mit sogenannten Fastentüchern verhüllt. Ein Beispiel dieses heute nahezu ausgestorbenen Brauches gibt ein solches „Hungertuch“ mit einer gemalten Ölbergsszene.

Aus Sondernohe bei Ansbach werden Gebetstafeln, Krone, Pyxis oder Tabernakelschlüssel gezeigt. Für Oberbalbach stiftete der Deutsche Orden die ausdrucksstarke Holzskulptur des Hl. Georg als Drachentöter, wohl aus der Riemenschneiderschule. Aus der Wiener Schatzkammer des Ordens aber kommt als Attraktion der so genannte Wenckheim'sche Willkomm, ein Trinkgefäß mit abnehmbarem Kopf in Form eines sitzenden Hundes, der auf den Medaillons am Halsband die Wappen der adeligen Vorfahren des Adelsgeschlechts Hund von

Wenckheim trägt, von Paulus Tullner nahezu naturalistisch, aus Silber vergoldet, zwischen 1559 und 1564 gefertigt. Eine solche „Ahnenprobe“ war unerlässlich für die Aufnahme in den Orden. Den Reichtum der hochrangigen Ordensleute bezeugen auch ein kostbares Eßgeschirr aus Meißen, goldenes Besteck, prachtvoll golden bestickte liturgische Gewänder oder ein Prunksattel oder auch das rückseitig fein verzierte Hochmeisterkreuz von Maximilian III.

Zu den von ihm gesammelten Raritäten zählen auch Bezoar-Steine, denen man heilende Wirkung zuschrieb; in ein goldenes Gespinst aus Indien eingehüllt wirkten sie noch kostbarer. Maria war die Patronin des Ordens neben Elisabeth und Georg; eine wertvolle „Maria Immaculata“ von 1704 dient dafür als Beispiel. Das interessanteste Stück aber ist das Autograph von Ludwig van Beethoven zu seinem Yorckschen Marsch 1808; der Komponist weilte 1791 als Kammermusikus im Orchester des damaligen Hochmeisters in Mergentheim; seinen Marsch Nr. 1 widmete er dem letzten dort regierenden Hochmeister Anton Viktor von Österreich. Mit diesem ging 1809 eine große Geschichtsepoche zu Ende, deren einstige Bedeutung sich an den wenigen kostbaren Einzelstücken des Schatzes in etwa ermessen lassen kann. ¶

Bis 10. Juni.



Mundzeug (Gabel, Messer, Löffel, zweizinkige Gabel, Konfektmesser, Marklöffel, Gewürzdose, Futterm), Süddeutschland, Schatzkammer des Deutschen Ordens, Wien





Auf der Alten Mainbrücke

Text und Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

Regen hätten sie ausgehalten; nackte Haut, Kupfer, Alu, Edelstahl rosten nicht. Mit angetrunkenen Passanten auf der Alten Weinbrücke hatten sie gerechnet, aber auch damit wäre die Bildhauerin Angelika Summa, ihre ziemlich lebenden KörperSkulpturen und die diskret als Touristen (so mit Kameras) getarnten, bärenstarken Bodyguards fertig geworden. Nur Blitzen hätte es nicht dürfen; vor allem in Kupfer wäre es da wohl ungemütlich geworden. Womit Angelika Summa freilich am wenigsten gerechnet hatte ..., daß alles ohne Probleme glatt gehen würde. 45 Minuten dauerte die Performance mit sieben KörperSkulpturen, die zu den Klängen eines Saxophons (Lorenz Bergler) einen Beitrag zur bayernweiten Ausstellung „Gewebe – textile Kunst“ (u.a. auch in der BBK-Galerie im Kulturspeicher) bilden sollten. Und natürlich sollte die Aktion Aufsehen erregen. (Besonderen Dank entrichtet Angelika Summa der Würzburger Fischerzunft, in deren Räumen die KörperSkulpturen ihr Basislager aufschlagen durften.)

Alles neu

macht die Landesgartenschau oder: Kann man ein Gebäude wiederverwenden?

Von Viviane Bogumil

Als Anfang 2010 der erlösende Anruf kam, war der damalige OB Rosenthal gerade auf Dienstreise: Würzburg bekommt den Zuschlag und richtet 2018 die Bayerische Landesgartenschau (LGS) aus. Geklappt hatte es erst im zweiten Anlauf, die LGS 2016 veranstaltet heuer Bayreuth. Wäre die erste Bewerbung erfolgreich gewesen, wäre das grüne Großereignis am Hubland bereits in vollem Gange - jedoch ohne Straßenbahnlinie 6, ohne belebten Stadtteil und auch ohne neue Pavillons am Bahnhof. Ironie beiseite, mit der Straßenbahn wird es ja nun nix mehr, aber die Arbeiten an den Pavillons haben in dieser Woche begonnen, und vor kurzem fiel der Startschuß für das Rennen um die ersten privaten Baugrundstücke auf dem Gelände der ehemaligen Leighton-Barracks. Das Umweltreferat kündigte zudem an, die Würzburger Innenstadt in das Spektakel einzubeziehen - wie, das ließ sie noch offen. Begrünte Hinterhöfe, weinlaubüberwucherte Parkhäuser, Rollrasen auf den Gehsteigen, Blumengirlanden an den Straßenbahnen - warten wir ab, was uns da noch blüht.

Was jedoch schon sicher ist: Würzburg bekommt eine Umweltstation. Das wird einigen bekannt vorkommen, die miterlebten, wie Würzburg für die LGS 1990 ein Pilotprojekt ins Leben rief, die „erste Umweltstation Bayerns“. Diese ist seit 1991 am Eingang des LGS-Geländes an der Zeller Straße Anlaufpunkt für jung und alt in Sachen Umweltbildung, Umweltinformation und Umweltberatung. Bei so viel Umwelteritis möchte das Umweltreferat, genauer sein Eigenbetrieb „Die Stadtreiniger“, aus dem Pilot- nun ein Prestigeprojekt machen und nach den neuesten ökologischen und energetischen Anforderungen einen barrierefreien Neubau schaffen, um ihre Ziele in größerem Rahmen zu verfolgen. Einen konkreten Entwurf und ausführende Architekten gibt es ebenfalls schon, und ansehnlich ist der geplante Rundbau mit seiner Holz- und Glasfassade; etwas eigensinnig, aber ästhetisch durchaus ansprechend. Gebaut wird er aber nicht etwa mit Blick über Festung und Stadt, sondern an der Zeller Straße. Etwa 40 Meter entfernt vom bestehenden Standort. Und das Ge-



Die alte Umweltstation Foto: Achim Schollenberger

bäude, das bisher als „erste Umweltstation Bayerns“ fungierte? Das wird wahrscheinlich abgerissen. Daß der Standort attraktiv ist, ist selbstredend. Gute Infrastruktur ist vorhanden, ebenso Parkplätze und Innenstadtnähe, außerdem hat sich der Ort längst etabliert. Daß die Mitarbeiter der Umweltstation und der Lokalen Agenda 21, die dort ihre Koordinationsstelle hat, ihre Raumkapazitäten voll ausgeschöpft haben und mehr brauchen für Schulungsräume und Bibliothek, ist eine tolle Entwicklung. Öko und Umwelt erleben einen Boom! Und doch läßt die Begründung für den etwaigen Abriß in sich zusammensacken. Eine Sanierung sei teuer. Die Stadt ist chronisch knapp bei Kasse, muß sparen wo sie kann. Und das Gebäude in der Zeller Straße - ein über 100 Jahre altes Haus, das 1945 zerstört und von seinem privaten Besitzer wieder aufgebaut wurde, von dem die Stadt Würzburg ihrerseits das Häuschen erwarb und temporär für die LGS 1990 einrichtete - weist erhebliche bauliche Schäden auf, deren Reparaturvolumen bereits auf 100 000 Euro geschätzt wurde. Veränderung im Sinne energetischer Standards seien noch nicht einmal mit inbegriffen. Die Nutzung war ursprünglich auch nur für die Dauer der LGS vorgesehen - man fragt sich, was nach den paar Monaten im käuflich erworbenen Besitz der Stadt eigentlich damit geschehen sollte.

Bis zur Fertigstellung des Neubaus bleiben die Mitarbeiter weiter in ihrem Ursprungsgebäude. Gebaut auf trockenem Grund aus feinkiesigem Sand und Muschelkalk, ein sich bis zur Tragunfähigkeit gesetzter Stützpfeiler und feuchtes Mauerwerk - hört sich gefährlich an. Die etwa zwei Jahre Bauzeit seien aber kein Problem, sagt Umweltsprecher Kleiner, das Gebäude ist nicht einsturzgefährdet. Die Argumente Platzmangel und Barrierefreiheit sind verständlich, aber warum müssen bauliche Mängel, die nicht gefährlich sind, dann noch dafür hergenommen werden, daß das Gebäude nicht mehr gerettet werden kann. Die Probleme werden nicht erst vor drei Jahren aufgetaucht sein, als man sich für die Ausschreibung eines Architektenwettbewerbs für einen Neubau entschied. Was ist in den anfangs nicht einkalkulierten, aber nun halt doch 25 Jahren intensiver Nutzung an Reparaturen passiert bzw. nicht passiert, daß man nun vor solch einer Extremsituation steht.

Ein privater Hausbesitzer muß auch alle paar Jahre in den sauren Apfel beißen und in bauliche Maßnahmen investieren. Aber es gibt ja noch einen weiteren Beweggrund, der gegen die bisherige Umweltstation spricht: Die Denkmalschutzbehörde empfiehlt angeblich den Abriß, weil sie den freien Blick auf die historische Bastionsmauer versperre. Schmucke Bauten abreißen, um auf Mauern zu starren? Kommt diese Empfehlung von städtischer oder staatlicher Seite?

Noch sind das alles ungelegte Eier, ein Abriß ist ja noch gar nicht beschlossen. Momentan interessiert erst einmal nur der Neubau. Auf Nachfrage im Umweltsprecher wird jedoch klar, daß das Häuschen nicht mehr benötigt wird und auch kein Verwendungszweck erdenklich ist. Weil es kein Denkmal ist, sieht man sich auch scheinbar vorerst nicht dazu verpflichtet, es zu sanieren und einem Zweck zuzuführen. Vom Verkauf zurück an privat, der sich dann um die Reparaturen kümmern kann, bis hin zum Dokumentationsraum für die vergangene LGS direkt an dem Ort, wo „die erste Umweltstation Bayerns“ eingerichtet wurde, mit zusätzlichem Lagerraum im Obergeschoß - da gibt es doch einiges, was einem zum städtischen Besitz einfallen könnte. In der Main-Post war vor einiger Zeit zu lesen, daß sogar an einen Abriß mit anschließendem Wiederaufbau an anderer Stelle nachgedacht würde. Daß dem Gebäude kein so hoher Stellenwert beigemessen wird, ist aus den Begründungen für den Neubau deutlich herauszulesen. Auch die Aussage, daß das Denkmalamt einen Abriß grundsätzlich durchwinken würde, sieht wie die Vorbereitung auf einen ähnlich lautenden Antrag aus.

Von der Sanierung mal ganz abgesehen ist die Finanzierung des Neubaus über den Etat der Stadtreiniger anscheinend abgesichert. Im Ausschreibungstext des Ideenwettbewerbs hieß es Mitte 2015 noch, als Baukosten seien 900.000 Euro für eine maximale Bruttogrundfläche von 550 qm angedacht; Preisgelder gab es für die besten Vorschläge auch. Unter den fünf gesetzten Teilnehmern setzten sich bald Architekten aus dem oberbayerischen Fürstentum Freisinger mit dem Freisinger Büro Freiraum Landschaftsarchitekten mit einem reizvollen Ökopavillon durch, der sich zweistöckig in die Nahtstelle zwischen westlicher und nördlicher Hangkante einschmiegt. Vor knapp drei Monaten hat der Stadtrat das Büro mit der Umsetzung des Entwurfs beauftragt - mittlerweile ist man bei einem Bauvolumen von 1,5 Millionen Euro angekommen. Viel Geld, das die Stadtreiniger in ein energetisches Konzept mit mehr Raum und Licht investieren. Aber die Vorbildfunktion einer Umweltstation ist ja auch nicht von der Hand zu weisen. Man kann nur hoffen, daß man sich dessen auch beim bestehenden Gebäude bewußt ist. Denn heißt Sanieren nicht auch Recyceln? In diesem Fall sogar Upcyclen und nachhaltig sein? Der Umweltgedanke an einem Gebäude: Wie saniert man 70 Jahre alte Bausubstanz nach neuesten ökologischen Ansprüchen? Vorbild sein und nicht nur zeigen, daß man abreißen und für mehr Geld neu bauen kann, um neueste energetische Standards zu erreichen. Vorbild sein und auch zeigen, wie man Stück für Stück vorgehen kann im Eigenbesitz, damit es eben nicht zum Totalabriß kommen muß. ¶

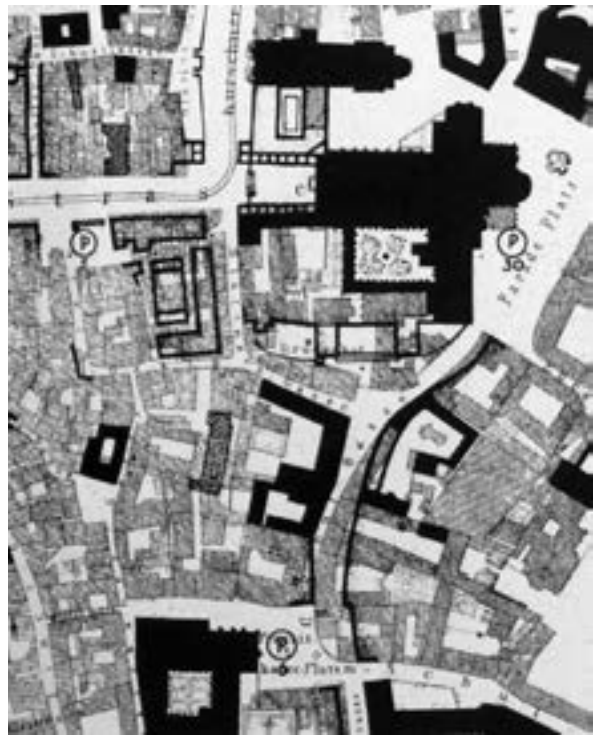
Durch die Lücken pfeift der Wind

Die Bebauung des Bruderhofes südlich des Würzburger Doms

Text und Fotos: Ulrich Karl Pfannschmidt

Als die Bürger Würzburgs vor einigen Monaten das renovierte Burkardushaus besichtigen konnten, breitete sich bei Musik, Speis und Trank eine beifällige Stimmung aus. Mit vollem Mund kritisiert man nicht, und so blieb das übliche Murren aus. Das erstaunt, weil sich Fragen geradezu aufdrängen. Ob zum Beispiel die anspruchsvolle und prätentiose Gestalt des Platzes vor der Domschule auf den Baubestand der Altstadt angemessen antwortet. Ob es nicht einfacher gegangen wäre? Lockt er zum Verweilen oder schüchtert er ein? Was bedeutet die Adresse am Bruderhof? Wo und was ist der Bruderhof? Im frühen Mittelalter wohnten die Domherren in klösterlicher Gemeinschaft hier, innerhalb eines geschlossenen Hofes, bis sie ab 1200 versprengt in ihre eigenen Domherrenhöfe zogen. Den Bruderhof

selbst gibt es nicht mehr. Er ist 1945 im Hagel der Bomben untergegangen. Während des Wiederaufbaus wurden die Reste beseitigt, mitsamt dem erhaltenen Konservatorium, einem wichtigen Bau des



Baulinienplan - Wiederaufbau Ausschnitt Dombereich

bekanntesten Würzburger Architekten Peter Speeth. Motto: Der rechtzeitige Abbruch eines Denkmals löst Probleme, bevor sie entstehen.

Hinter der Idee für den neugefaßten Platz schimmert die Erinnerung an den untergegangenen Bruderhof durch. Aber ist er wirklich gelungen? Löst er die räumlichen Probleme an diesem Ort? Den Liebhabern der vermeintlich alten Stadt sei hier ein Lichtlein angezündet. Dazu hilft es, auf den Baulinienplan zu blicken, der nach dem Krieg die Grundzüge für den Wiederaufbau festgelegt hat. Er verrät,



Der zerstörte Bruderhof, oben der Dom, oben rechts Paradeplatz, unten Straßenmündung PLattnerstraße.



Am Bruderhof alt. Links das Konservatorium

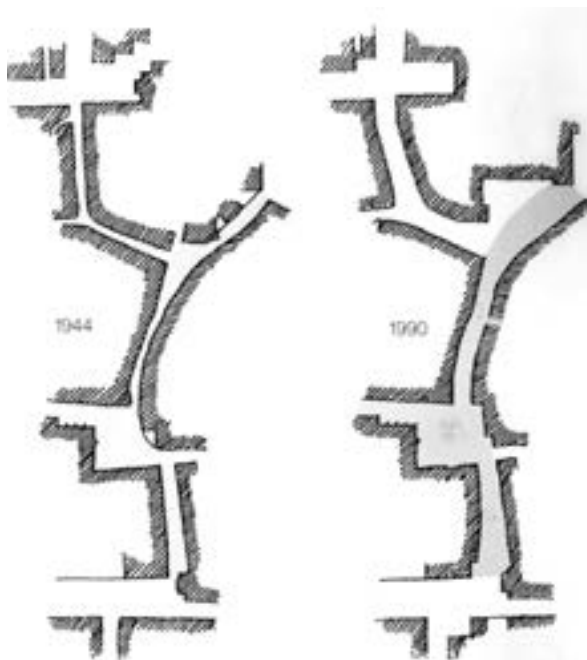
wie sich das alte Stadtbild gerade südlich des Doms verändern sollte und auch getan hat.

Die Liebhaber werden es kaum glauben. Die Hausfronten an der Plattnerstraße sind soweit zurückgesetzt worden, daß aus einer schmalen Gasse eine autogerechte Strasse entstanden ist. Ähnlich erging es der Domerschulstraße. Hier ist die enge Durchfahrt zum Paradeplatz besonders gedehnt worden. Hindernisse wurden radikal beseitigt. Südlich des Domkreuzgangs sind zwei vorspringende Flügel geplant, die einen kleinen Platz einfassen. Mit geringen Abweichungen ist der Aufbau nach der Planung vorgenommen worden.

Die Stadt ist nicht nur keineswegs alt, sondern folgt im Innern auch einem anderem Leitbild, nämlich dem Modell der gegliederten und aufgelockerten Stadt, die nicht nur Licht und Luft in die steinerne Stadt bringen, sondern auch das Postulat nach gut fließendem Verkehr befriedigen wollte.

Was finden wir heute vor? Lauter Neubauten, einzig der Marmelsteiner Hof ist als Original anzu-

sehen. Die kleine Mündung der Plattnerstraße in die Domerschulstraße hat sich zu einem weiten, ungefaßten Raum ausgewachsen, der, geziert von einigen Parkplätzen, ungehindert zum Paradeplatz hinüberstreicht. Vor dem Burkardushaus lag bis zum jüngsten Umbau eine Grünfläche, von Baum und Strauch bestanden, ähnlich einem Vorgarten. Grundprinzipien der alten Stadt sind aufgegeben worden. Für sie sind erstens nicht nur die Häuser wichtig, sondern auch der Luftraum zwischen ihnen. Zweitens entsteht eine lebendige Stadt aus der



Im Vergleich wird die Aufweitung sichtbar

ständigen Abfolge von Enge und Weite, kleinerer und größerer Höhe der Gebäude. Drittens gibt es keine geraden, sondern gekrümmte oder geknickte Fronten. Das Zusammenspiel der Prinzipien erzeugt eine lebendige, spannungsreiche Atmosphäre, die der Mensch angenehm und liebenswert empfindet. Der Wiederaufbau hat die einmal vorhandenen Qualitäten südlich des Domes ausgetilgt.

Wer die Situation betrachtet, erkennt, ein Zustand wie er bis 1945 bestand, ist nicht wieder herzustellen, weil niemand die Straßenfronten der Neubauten so einfach vorziehen kann. Wer dem historischen Zustand wenigstens räumlich nahekommen will, kann dies nur auf dem unbebauten Teil des Grundstücks der Domschule und auf der Verkehrsfläche versuchen.

Eine Stadtbildanalyse, die das Baureferat vor einigen Jahren erarbeiten ließ, rät zur Gestaltung von Plattnerstraße und Bruderhof folgendes:

- Berücksichtigung der Grünfläche im Vorbereich des Burkardushauses als Vordergrund zum Dom aus der Domerschulstrasse und als Übergang zum Paradeplatz.

- Sorgfältige Neugestaltung der Straßenoberfläche „Am Bruderhof“. Die Fahrbahn sollte zurückgebaut werden, um die Straße ruhig zu gestalten und dem historischen Rahmen anzupassen. Dieses sollte auch durch entsprechende Beleuchtung und Straßenmöblierung unterstützt werden.

Den ersten Teil der Empfehlung traf bereits das in Würzburg übliche Schicksal, er wurde übergangen. Für den zweiten Teil gilt, ein Rückbau der Straßen ist noch möglich und sinnvoll; kosmetische Mittel können allerdings räumliche Probleme nicht lösen.

Das Bischöfliche Bauamt hat sich entschieden, die Grünfläche in einen umgrenzten, steinernen Platz zu verwandeln. Dem kann man folgen. Leider ist die Idee halbherzig ausgeführt worden. Als strenges Rechteck ist der Platz auf sich selbst bezogen, ohne Rücksicht auf den örtlichen Rahmen. An seinen Rändern liegen gepollerte Verschnittflächen. Es gibt keine klare Entscheidung für einen offenen oder geschlossenen Hof. Er ist weder Fisch noch Fleisch. Die Umgrenzung ist vielfach unterbrochen und zugig; er lädt nicht zum Verweilen.



Verschnitt am Rand



Vor dem Bruderhof - offen fließender Raum

Der Anspruch der Architektur schürt zusätzlich Schwellenangst. Wie schön wäre es gewesen, wenn der Eingang zum Kreuzgang über den Platz geführt hätte. Ein Weg aus der lauten Umwelt über einen ruhigen Innenhof in die Stille des Kreuzgangs hätte eine spannende Raumfolge geschaffen. Der Eingang zum Kreuzgang liegt nun leider außerhalb des Hofes. Der Neugestaltung mangelt es einerseits unübersehbar an einer klaren Linie. Andererseits leistet sie keinen Beitrag zur Verbesserung des Stadtraumes. Besser wäre gewesen, einen Bauteil wie den Ausstellungspavillon, oder sogar einen noch größeren, in den Straßenraum hineinzuschieben. Das hätte Paradeplatz und Bruderhof getrennt und sie als zwei ganz verschiedene Bereiche erleben lassen.

Wenn etwas unsere Zeit charakterisiert, dann ist das der Mangel an Mut. Die neue Gestaltung am Bruderhof bestätigt dieses Erkenntnis. Es wäre immerhin schon etwas gewonnen, wenn das Verständnis reifen würde, daß eine gute Lösung die Zusammenarbeit aller Betroffenen voraussetzt. Daran hat es hier gefehlt. Was hätten bischöfliches Bauamt und Baureferat der Stadt gemeinsam erreichen können! ¶

Sogenannte Sappho aus Pompeji, Fresko, 55-79 n. Chr.



„Und ich schlafe allein“

Ein Würburger Sappho-Abend

Text und Fotos: Frank Kupke

Als sich Albert von Schirnding nach dem Einführungsvortrag über Sappho von der Bühne des im ehemaligen Konservatorium gegenüber der Residenz gelegenen, gut besuchten Kammermusiksaals der Würzburger Musikhochschule an seinen Platz im Publikum zurückbegibt, wehrt der 81jährige lächelnd den Beifall ab, der ihm entgegenhallt. Auf seinem Stuhl angekommen, murmelt er vor sich hin: „Danke, danke, aber warten Sie ab, das Beste kommt ja noch.“

Das war nicht falsch. Immerhin folgte noch eine Stunde mit anspruchsvollen, hochaktuellen Sappho-Vertonungen. Indes – vielleicht war es doch ein wenig zuviel der Bescheidenheit, als von Schirnding die Begeisterung des Publikums ob seines Vortrags mit leichter Ironie und dem Hinweis auf das noch Anstehende von sich wies. Denn was der Essayist, Lyriker, Übersetzer und Literaturkritiker von Schirnding zuvor in einer guten halben Stunde konzentriertester Vortragkunst geboten hatte, war



Die Ausführenden des Sappho-Abends (von links): Gerold Huber (Klavier), Theresa Maria Romes (Sopran), Nora Meyer (Mezzosopran) und Esthea Kruger (Klavier)

nicht mehr und nicht weniger als ein klar umrissenes Bild von Leben und Werk der bedeutendsten antiken Dichterin, Sappho.

Von Schirnding, der vor drei Jahren eine Neuübersetzung von Sapphos Gedichten vorgelegt hat, machte dem Würzburger Publikum klar, wie wenig man über die Dichterin weiß und wie wenig sich von ihrem Schaffen erhalten hat – das meiste in winzigen Fragmenten auf Scherben: „Nur etwa sieben Prozent.“ So von Schirnding, der ferner darauf hinwies, daß die Wissenschaft, was Sapphos Biographie angeht, im Grunde nur zwei einigermaßen gesicherte Daten hat, nämlich, daß sie etwa um 603 v. Chr. von ihrer Heimat, der Insel Lesbos, nach Sizilien verbannt wurde und daß sie um 595 v. Chr. nach Lesbos zurückkehrte – diesmal allerdings, anders als zuvor, in die Hauptstadt Mytilene. Von diesen zwei

Daten ausgehend, hat die Wissenschaft ihr ungefähres Geburtsjahr zwischen 630 und 610 v. Chr. und ihr Todesjahr um 570 v. Chr. angesetzt.

Als sicher gilt, daß Sappho eine Ausbildungsstätte für junge Mädchen hatte, in der sie auf die Ehe vorbereitet wurden. Zu den Ausbildungsfächern gehörten unter anderem Dichtung, Musik und Tanz. Und obwohl es sich bei Sapphos Dichtungen ursprünglich um gesungene Gedichte handelte – die Musiknotationen hierzu haben sich nicht erhalten –, war Sappho schon zu Lebzeiten und erst recht im Hellenismus und in der weiteren Antike vor allem für ihre Sprachkunst berühmt. Sie ist Erfinderin der Sapphischen Strophe, deren auffälligstes Merkmal die verkürzte vierte Zeile ist. Und sie verfügte über eine sprachliche Schaffenskraft sondergleichen. Sie erfand beispielsweise das Wort „bittersüß“ (wört-

lich eigentlich „süßbitter“). Und: Sapphos Gedichte kennen kein lyrisches Ich. Wenn Sappho „ich“ sagt, dann meint sie immer sich selbst – Sappho, so von Schirnding. Ferner: Sämtliche Gedichte Sapphos sind aus einem bestimmten Anlaß heraus entstanden.

Es sind allesamt Gelegenheitsgedichte, die für den Vortrag vor einem Publikum verfaßt wurden. Es gibt bei Sappho keine Privattendichtung. Zu den Bereichen, in denen die Mädchen bei Sappho auf die Ehe vorbereitet wurden, gehörte auch die Sexualität. Hierzu gab es verschiedene homoerotische Übergangsriten, so von Schirnding. Daß Sappho homosexuelle Liebe lebte, war für die antiken Griechen überhaupt kein Problem und wurde nicht im geringsten als moralisch verwerflich betrachtet. Das änderte sich erst mit dem Christentum, erläuterte von Schirnding. Infolge der Christianisierung wurde bei Sappho alles Homoerotische weg- und umgeschrieben oder umgedeutet. Tatsache ist aber, daß ihre Liebesgedichte sich – das ist grammatikalisch eindeutig – stets an Mädchen richten.

Doch insbesondere im 19. und frühen 20. Jahrhundert wurden daraus männliche Adressaten. Daß diese moralische Falschmünzerei ein Ende hat, ist der philologischen und publizistischen Arbeit zahlreicher Experten und nicht zuletzt auch der Tätigkeit eines von Schirnding zu verdanken, der in seinem Würzburger Vortrag dem Publikum immer wieder Einblicke in seine Übersetzer-Werkstatt gab. Vor allem aber trug er ein paar der schönsten Verse von Sappho vor – auf Deutsch in seiner Eigenübersetzung und – sofern nötig – auch mal kurz auf Griechisch. Und wenn von Schirnding ohne jedes zusätzliche Pathos, sondern bloß in den einfachen und gerade durch ihre Schlichtheit ergreifenden Worten der Sappho der Dichterin auf Deutsch Stimme verlieh, so konnte diese Poesie ihren ganzen Zauber – der ein Zauber des Zum-ersten-Mal ist – entfalten. Und es hätte nicht viel gefehlt, man hätte sich nicht gewundert, wenn bei von Schirndings Vortrag eines der berühmtesten komplett erhaltenen Gedichte der Sappho – der Hymne an Aphrodite – die Göttin der Liebe höchstselbst den Kammermusiksaal der Musikhochschule betreten hätte, um diesen Versen zu lauschen, die, obwohl sie 2600 Jahre alt sind, auch heute noch jeden Menschen berühren müssen, in dessen Brust ein menschliches Herz schlägt.

Dergestalt durch von Schirndings Vortrag bestens präpariert, harrte das Publikum der kommenden musikalischen Darbietungen. Schließlich fand diese Veranstaltung mit dem Titel „Sappho in Wort und Musik“ als dritter Abend der Musikhochschulrei-

he „Liederwerkstatt“ statt. Die Mezzosopranistin Nora Meyer trug, begleitet von Esthea Kruger, Claus Kühnls „5 Gesänge nach lyrischen Fragmenten der Sappho nebst einem Alterslied“ aus dem Jahr 2010 vor (der Komponist war anwesend). Die Sängerin überzeugte mit ihrer stilssicheren Interpretation dieser zumeist zarten Sappho-Vertonungen – vom kristallinen „Versunken der Mond und die Plejaden“ bis zum träumerischen „Alterslied“. Esthea Kruger erwies sich als einfühlsame Klavierpartnerin, die insbesondere in den behutsam lautmalerischen Passagen unaufdringlich das eine und andere pianistische Glanzlicht setzte.

Hochexpressiv und technisch in allen stimmlichen Bereichen höchste Ansprüche an die Ausführenden stellend – so präsentiert sich der Notentext der Sappho-Vertonungen des Münchner Altmeisters Wilhelm Killmayer. Gerne wäre der 88jährige selbst gekommen, die Reise wäre ihm aber zu strapaziös gewesen, wie der Pianist Gerold Huber zu Veranstaltungsbeginn erläuterte. Huber war es auch, der die Sopranistin Theresa Maria Romes bei ihrem Vortrag von Killmayers „Sapphischen Strophen“ von 2002 am Steinway begleitete. Mit traumwandlerischer Sicherheit und viel psychologischem Gespür begleitete Huber die Sängerin, die die 15 Nummern des Killmayer-Zyklus mit Bravour gestaltete.

Killmayer hat zu keiner Übersetzung gegriffen, sondern das griechische Original vertont. Die Sängerin spannte gekonnt den weiten inhaltlichen und musikalischen Bogen dieser Komposition, deren stilistische Bandbreite von fast volksliedhafter Einstimmigkeit (etwa beim Apfelled) über innerlich leuchtende Tonräume (etwa bei den verschiedenen Anrufungen des Abendsterns) bis hin zu neoexpressionistischen Eruptionen im Vokalpart nebst Klangballungen mit Clustern und anderen avantgardistischen Raffinessen in der Klavierstimme reicht. Die Gesangspartie strotzt nur so vor technischen Tücken und Klippen, die Romes allesamt souverän meisterte. Nicht in den sensiblen und den spöttischen Melodien, wohl aber doch bei den musikalisch emotional hochaufgeladenen Stellen (etwa dem „Und ich schlafe allein“) setzt sich Killmayer freilich über die sprachliche Schlichtheit von Sappho hinweg.

Der musikalische Gewinn ist ein Aggiornamento für heutige Ohren. Der Preis ist hier eine mitunter überladen wirkende musikalische Gestik. Aber von diesem Würzburger Sappho-Abend dürfte – neben vielem stimmig Schönen im musikalischen Teil – wohl ohnehin vor allem der hinreißende Vortrag Albert von Schirndings zu Beginn der Veranstaltung in Erinnerung bleiben. ♪

Shakespeare light

Sämtliche Werke (leicht gekürzt) auf der Studi(o)bühne des UniTheaters

Text: Heide Dunkhase Fotos: Jan Smid

Auf der Suche nach einer originellen Würdigung William Shakespeares anlässlich seines 400. Todestags im Jahr 2016 erwies sich die Produktion des UniTheaters Würzburg in der Stadtmensa (29./30. Mai und 1./2. Juni) als absolutes Geheimtip, zumindest für nichtstudentische Würzburger.

Das Stück *The Complete Works of William Shakespeare (abridged)*“ der drei Amerikaner Adam Long, Daniel Singer und Jess Winfield wurde erstmals 1987 auf dem Edinburgh Fringe Festival aufgeführt, gespielt übrigens auch von den drei Autoren, und erlebte seitdem einen Siegeszug in vielen Ländern und in vielen Sprachen. Allein im Criterion Theatre in London stand es neun Jahre auf dem Spielplan, und auch ein Blick auf die Spielpläne kleiner und großer Bühnen Deutschlands zeigt eine Vielzahl von Aufführungen. Es hält u.a. die Weltrekorde für die kür-

zeste Aufführung von Shakespeares Hamlet (43 Sekunden) und die schnellste Realisierung des Hamlet rückwärts (42 Sekunden).

An diesen Beispielen merkt man schon, daß es sich um kein normales Theaterstück handelt; nennt man es nun Schauspiel, Show oder Revue, auf jeden Fall gewährt es dem Zuschauer mit seinem parodistischen Impetus einen höchst amüsanten Einblick in die Welt Shakespeares. Das ist erklärtermaßen auch das Anliegen der vier Schauspieler Felix Tremmel, Arya Cyrenius, Pamina Hickel und Anna Damer von der Studi(o)bühne, die nicht nur die Personen Paul, Max, Clara und Tina spielen, sondern auch sämtliche anfallenden Rollen, egal ob männlich oder weiblich, übernehmen und Regieteam gleichzeitig sind.

Wie es in der Ankündigung heißt, wollen sie den Mißstand beheben, daß der Mensch des 21.



Scenefoto mit Felix Tremmel und Arya Cyrenius (liegend)



Szenenfoto mit Anna Damer (links) und Pamina Hicckel

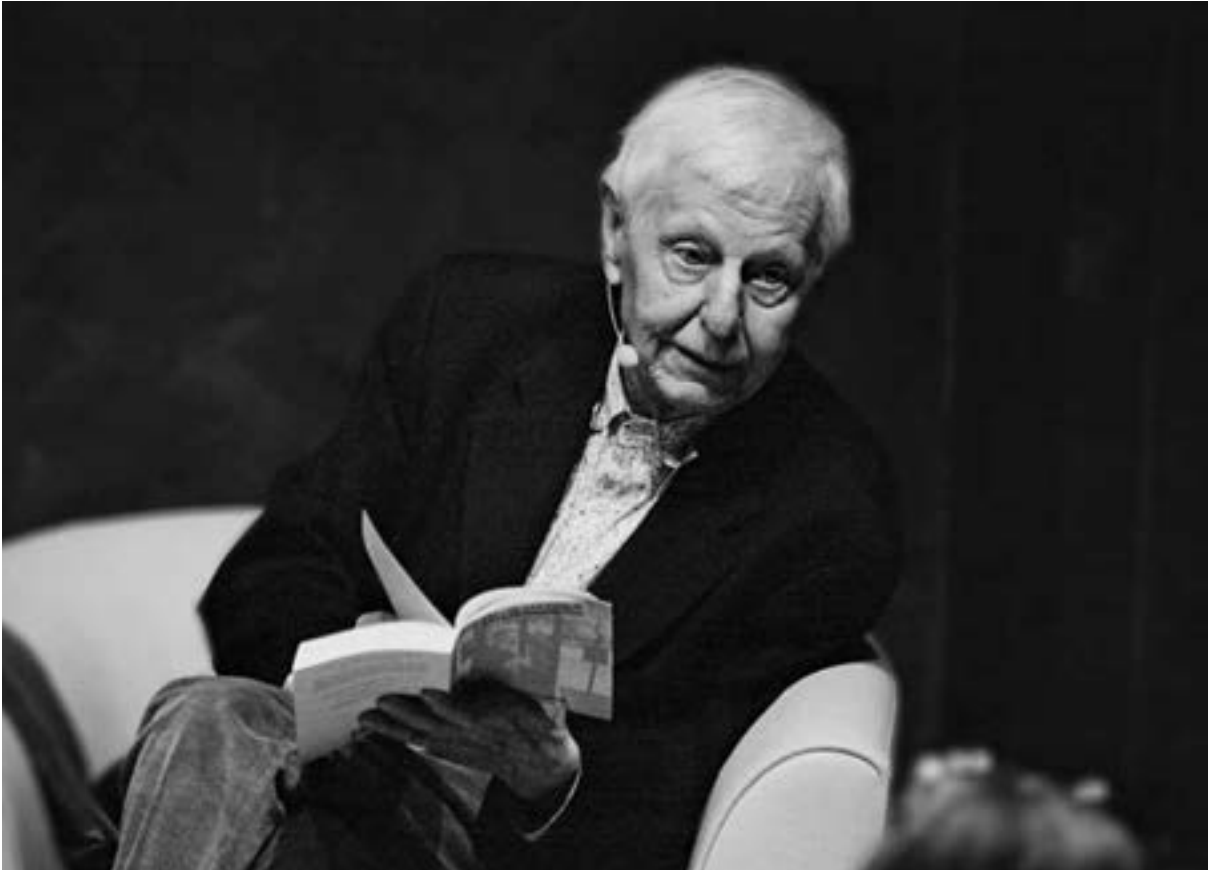
Jahrhunderts einfach zu wenig über das gewaltige Werk des englischen Theatergenies weiß. Da das umfangreiche Werk Shakespeares 37 Stücke mit insgesamt 1834 Rollen beinhalte, was insgesamt eine Aufführungslänge von fünf Tagen und fünf Nächten erfordern würde, versprechen sie einen „Schnelldurchlauf“ von knapp zwei Stunden (im Endeffekt werden es dann drei Stunden), „der nicht vor Ironie, Witz und Strumpfhosen zurückschreckt“.

Sie beginnen mit einer Parodie von Romeo und Julia, die fast vierig Minuten dauert, so daß der Zuschauer sich schon Sorgen um die 36 anderen Schauspiele macht, die noch zur Aufführung gelangen sollen.

Diese Sorge ist natürlich unbegründet, denn sämtliche Komödien werden gemeinsam behandelt, da sie angeblich ohnehin alle die gleiche Handlung haben. Die Geschichtsdramen werden in Form eines Fußballspiels dargeboten, in dem King Lear einen kurzen Auftritt hat, weil er disqualifiziert wird. Julius Cäsar wird auf seinen Tod beschränkt, Macbeth auf ein kurzes Duell und so weiter. Am Schluß gibt es eine längere Auseinandersetzung mit Hamlet, in dem der Schauspieler „Paul“ die Ophelia spielen soll, sich dies aber nicht zutraut und den Saal verläßt.

Notgedrungen wird nun das Publikum einbezogen, eine Zuschauerin (angeblich die Mutter des Schauspielers „Max“ ?) übernimmt nun den Part Ophelias, das Publikum wird gebeten, Ophelias Unterbewußtsein darzustellen, in dem sich nach Freud die drei Kräfte Ich, Es und Super-Ich (Ego, Id und Super-Ego) miteinander auseinandersetzen. Improvisation, Parodie, Zuschauerbeteiligung und auch Klamauk sind die Bestandteile dieses rasanten Theaterabends. Die ungeheure Spielfreude der vier Schauspieler überträgt sich auf das Publikum, und so ist es auch gern bereit, lauthals im Chor die Stimmen von Ophelias Unterbewußtsein zu übernehmen.

Im Anschluß kehrt „Paul“ in den Saal zurück und übernimmt den Part der Ophelia. Die Schauspieler spielen nun den Hamlet mehrmals und in steigender Geschwindigkeit, als Krönung gewissermaßen rückwärts. Ob dabei der oben erwähnte Weltrekord gebrochen wurde, ist nicht bekannt. Trotz aller Parodie und Ironie blitzt an diesem mit so viel Schwung und Begeisterung gestalteten Theaterabend immer wieder etwas genuin Shakespearehaftes auf, das Publikum dankt mit frenetischem Beifall für diese teils respektlose, teils geistvolle Unterhaltung! ♪



Hans Magnus Enzensberger

Der Verteidiger der Normalität

Hans Magnus Enzensberger im Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim:
Etwas mehr hätte es schon sein können.

Text und Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach

Man kann seine Zeit geistloser vertun: Im Regen, im Dunkel, vegan, alkoholfrei. Nein, der Abend (wohl nur zufällig am Internationalen Tag der Pressefreiheit) im Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim geht so weit in Ordnung. Der Feuilletonist Helmut Böttiger „moderiert“ einen Dichter: Hans Magnus Enzensberger; es gab Werke und Anekdoten aus dem Leben des gereiften „Verteidigers der Normalität“. Als junger Mann hatte er sogar einmal einen ortsbekanntem Nazi bei den

amerikanischen Besitzern denunziert und damit verhindert, daß dieser Bürgermeister wurde; und irgendwann hatte Enzensberger als Mitglied einer Schriftsteller-Delegation Nikita Chruschtschow persönlich kennengelernt. (Georg Ringsgwandl z.B. hat bloß den Papst gesehn.)

Hans Magnus Enzensberger kokettiert mit seinem Alter und zeigt sich verwundert, daß man sich für ihn noch interessiere, von ihm hören wolle. Er habe seine Tumulte aber abgearbeitet; nun hätten wir uns

selbst um unsere zu kümmern. Und dann gibt er doch – sanft dazu gedrängt – einige Gedichte. (Sehr schön das logische Gedicht „Probleme“, mit dem Enzensberger Wittgensteins „Tractatus logico-philosophicus“ echt transzendiert. Rebus, Ffm. 2009) Wobei das Publikum nur applaudiert, wenn es die Pointe versteht, was nur bei jedem zweiten der Fall ist und Hans Magnus Enzensberger mit „Hm, na ja (oder so ähnlich)“ kurz in einen Zustand des Bedauerns über den eigenen Mißgriff versetzt. Am Ende werden Nutrazeutika in homöopathischen Dosen gereicht.

Vertane Gelegenheit

Und doch: Etwas bildungszünger hätte der Auftritt schon sein dürfen, selbst wenn der erklärte Empiriker Enzensberger sich eher auf geerdete ironische Andeutungen, vielleicht auf Doppelbödiges versteht, denn auf geistige Höhenflüge. („Sein Denken ist geerdet, und lieber riskiert er die Platttheit als die Schwärmerei.“ HME Panoptikum 2012) Die Erläuterungen jedenfalls, daß man als Dichter in der Öffentlichkeit auch Kritik zu ertragen habe ... so etwas ahnten wir schon. Und warum Böttiger seinem Gast beharrlich vergleichende Psychogramme seiner Dichterkollegen Martin Walser und Günther Grass entlocken wollte, die in den Feuilletons traditionell viel kontroverser gewürdigt würden, das erschloß sich den wenigsten.

Das konnte nur auf Enzensbergers lapidare Einsicht hinauslaufen, es handele sich eben um andere Menschen. So wurde die Gelegenheit vertan, einen Dichter und Essayisten, der seit Jahrzehnten das politische, kulturelle Geschehen der (west-)deutschen Gesellschaft beobachtet und in „schneidender“ (eine seiner Lieblingsvokabeln) Formulierungen kommentiert, mit seinen allerdings nicht immer über den Tag hinaus gültigen Einschätzungen (siehe z.B.: „Mittelmaß und Wahn. Ein Vorschlag zur Güte“ 1988), aber auch mit seiner möglicherweise naiven „Tugend des Erbarmens“, also der „Entlastung des Menschen von der absoluten Verantwortung gegenüber Zeit und Welt“ zu konfrontieren. Angesichts der derzeitigen unmoralischen Umtriebe geringqualifizierten Mittelmaßes müssen sich wohl nicht nur professionelle Demokraten, sondern gewiß auch, sagen wir im weitesten Sinne einem Humanismus verpflichtete Intellektuelle (und Bewunderer Alexander von Humboldts), fragen lassen, ob sie nicht in den vergangenen Jahrzehnten einiges hätten besser oder anders machen können und müssen.

Hans Magnus Enzensberger etwa warnte unermüdlich vor dem Leviathan, dem „riesigen Mitesser“, dem mächtigen Staat, und wirkte entsprechend seit der 68er Studentenbewegung tatkräftig an der Dekonstruktion von Utopien und anderer großer politischer Erzählungen mit. Für Weltveränderungsentwürfe, überhaupt menschliche Heilssuche, hatte und hat er wohl bis heute nur Hohn. Er plädierte stattdessen stets und durchaus scharfsinnig für „eine Politik des Sichdurchwurschtelns“, ohne daß er (es könnte den lieben Gott ja doch geben; niemand weiß, was möglich ist) die Idee der politischen Utopie gänzlich aufgegeben hätte. „Glück besteht in der Abwesenheit von vermeidbarem Elend“, führt Uwe Wittstock ihn verstehend in der „Literarischen Welt“ vom April 2009 aus.

Freilich, was sich nach sympathischen Bescheiden (im abgesicherten Modus) auf das dem Menschen rechte Maß anhört, funktioniert im Gemeinwesen bis hin zur Demokratie überhaupt nur auf der Grundlage einer gewissen Moralität oder sagen wir, wenigstens eines Anstandes, einer Aufrichtigkeit, was allerdings im Zuge der Therapie für Visionäre gleich mit dekonstruiert wurde. Enzensberger bürstet also – wie ein Rezensent bei Gelegenheit feststellte – die „durchschnittliche Exotik des Alltags“ à rebours.

Ein Teil des Problems

Fraglich ist in solchem Zusammenhang natürlich, ob Ironie und Moral überhaupt zusammengehen; Ironie ungeachtet jeglicher Moral hat zumindest hohen Unterhaltungswert, etwa wo sie unser vergebliches Mühen um ein erfülltes Leben persifliert, kann aber auch Anlaß zum Fremdschämen geben, wenn ein eigentlich vernünftiger Dichter sich so eitel über den Dingen stehend wähnt. Und wenn schon nicht extramundan, jenseits aller Ideologie, sei sie links aber schon gar rechts, sieht er sich auf jeden Fall. Die Instanz, die Empirie, von der aus Hans Magnus Enzensberger seine Pointen verstreut, ist der common sense, was nicht mit „gesundem Menschenverstand“ übersetzt werden darf, der allzu leicht zum „gesunden Volksempfinden“ schrumpft – darüber ist sich Enzensberger sehr wohl bewußt. Bisweilen nennt er den common sense jedoch anders, 1988 etwa entdeckt er ihn im „hochqualifizierten Mittelmaß“. „Die ökonomische und psychische Existenz der meisten (Menschen) wird durch das Mittelmaß verbürgt, und wer da glaubt, er könne es ignorieren, erliegt einem risikoreichem Irrtum.“ (aus: „Mittelmaß und Wahn“) Damals konnte man mit etwas

gutem Willen noch davon überzeugt sein, die Deutschen hätten aus der Geschichte gelernt. Der von Enzensberger als „hyperbolische Normalität“ bezeichnete, zu haltende gesellschaftliche Standard gab sich weitgehend sozialverträglich. Was wohl auch den Gedanken nahelegte, daß die von ihren Ideologien geprägten Mahner, Kritiker und Propheten des Untergangs nicht etwa Beiträge zur Lösung von Problemen (die es so im Denken Enzensbergers ja gar nicht gab) lieferten, sondern weit eher Teil der von ihnen beschriebenen Probleme seien.

Das freilich gilt in einem geringfügig anderen Sinne vermutlich noch heute, nur daß das Mittelmaß inzwischen an einem kontagiösen Humanitätsverlust leidet. Die Kritiker, die Unheilskünder bekommen endlich recht, weil all das eintritt (zumindest sieht es gegenwärtig so aus), wovor sie immer gewarnt haben, und die Propagandisten der Mediokritik bestürzt feststellen müssen, daß es doch „einfach zu viel Dummheit auf der Welt (gibt), obwohl evolutionstechnisch unklar ist, wozu sie gut sein soll“. Dem Anschein nach gibt es aber auch gar nichts mehr, das Enzensbergers „mitunter unkontrollierte Pointensucht“ (Michael Braun / FR) mit Recht aussparen könnte - man fühlt sich bei der Lektüre seiner Essays bisweilen an Jean Pauls Experimentalnihilisten erinnert.

Neusprech

Es gäbe also allen Grund darüber zu sprechen (und man hätte dies Dichter und Moderator auch zutrauen mögen), ob nicht gerade die Dekonstruktion aller Utopie, jene Lücke reißt, die dann der seelischen Homöostase wegen von selbsternannten Kulturheilern mit atavistischem Müll (Volk, Deutschtum, Leitkultur, Fremdenhaß), man kann es gar nicht anders sagen: vollgekotzt wird.

Die eingangs bemühte *petitio principii*, wonach ihn unsere Tumulte nichts mehr angingen, kann man, muß man aber einem wachen Geist nicht unbedingt zubilligen. Zumal Enzensberger sich nach wie vor ja einmischte, und zwar ganz im Sinne seines bewährten Programms. In jüngster Zeit sind es vermehrt die Heilsbotschaften aus dem Silicon Valley, die seinen Furor entfachen. Er verweist auf die Aussagen, die sich selbst widerlegen, die „performativen Widersprüche“ (performative Widersprüche mag er), die aus totaler Transparenz, der Informationsflut, der Datenmenge sich ergeben. Mit zehn einfachen Regeln für die digitale Welt könne man sich nun seiner Ansicht nach der Ausbeutung

und Überwachung widersetzen.

Letzteres, die Möglichkeiten der totalen Überwachung, geißelt er in etlichen seiner Essays und gibt sich dabei sogar einen Moment verwundert, daß dies - ganz anders als bei Orwell - unter geradezu bereitwilliger Mithilfe der Überwachten geschieht. Dann macht er jedoch - nun ganz bei Orwell - im „Neusprech“, im Vokabular der IT-Branche dafür die Erklärung aus. „Sich möglichst unverständlich auszudrücken gehört zur Geschäftsgrundlage der (Internet-) Konzerne.“ In seinem „Wutausbruch“ (Spiegel vom 16. April 2016) schlägt er denn einen großen Bogen vom eingebauten Verschleiß moderner Konsumgüter über eben den „eigenartigen Soziolekt“, den Ausdrücken wie Spotify, Instagram, Snapchat, Matse, d!conomy, EyeEm über VGA, WXGA, DDR3L, DIMM, SATA, HDMI bis ITK, CFI, DDoS, SXS bis schließlich zu dem Umstand, daß der Kapitalismus inzwischen genau das, was er einst wie der Teufel das Weihwasser fürchtete, unentwegt selbst ausruft. Eine (technische, digitale) Revolution jagt die andere und ganz nebenbei wird mittels Künstlicher Intelligenz, Robotik, Neurowissenschaft und Gentechnik der Mensch so verbessert, daß von ihm bald nichts mehr übrigbleibt.

Dümmliche Kritik

Es geht viel und wild durcheinander, aber man weiß, was er meint. Das schützt natürlich nicht vor dümmlicher Kritik. Anhand von Enzensbergers Neusprech-Liste erkennt der übrigens aus Würzburg stammende Spiegel-online-Redakteur Christian Stöcker, daß der „Dichter, Dramatiker, Essayist, Übersetzer und Herausgeber (Die andere Bibliothek) einfach die Welt nicht mehr versteht. „Und das kann einen durchaus wütend machen“, stellt Stöcker verständnisvoll fest.

Mit seinem Wutausbruch wolle Enzensberger zwar die IT-Konzerne treffen, die uns betrügen wollten, schlage aber auf uns (?) alle ein, die wir uns gar nicht betrogen fühlten. Im Gegenteil nutzten wir z.B. Smartphones nicht, weil Google und Apple uns dies beföhlen, sondern weil sie „unheimlich nützlich“ seien. Man muß Stöcker hier einfach zitieren: „Weil wir jetzt immer wissen, wo wir gerade sind, auch in der Fremde, weil wir unseren Eltern jederzeit Fotos ihrer Enkel schicken können, weil wir nicht mehr stundenlang darüber diskutieren müssen, wann Molière gestorben ist, weil wir diese und jede beliebige Information immer in der



Hans Magnus Enzensberger

Tasche bei uns tragen. Enzensbergers Text ist eine Generalabrechnung mit der vernetzten Gegenwart, von der Sorte, die man eigentlich als seit Jahren überwunden betrachtet hatte.“

Und weil der Redakteur noch einen intelligenten Satz für den Schluß seiner Futilität benötigt, banalisiert er – immerhin besitzt er so viel Feingefühl, nicht selbst mitzuteilen, von wem er diese Weisheit hat – die Foucault’sche Sentenz, wonach man nicht das Recht habe, die Gegenwart zu verachten: „Wer aber die Gegenwart als solche verachtet, der verachtet, zumindest in einer freiheitlichen Demokratie, immer auch ihre Bewohner.“

Solche Kritik hat Hans Magnus Enzensberger nicht verdient, zumal er grundsätzlich durchaus richtig liegen dürfte. Jedenfalls könnte man reihenweise Namen anführen von Theoretikern, die zumindest tendenziell genau das vertreten, was Enzensberger vielleicht allzu emotional, nicht sonderlich systematisch, vielleicht etwas wirr, wütend zu Papier gebracht hat.

Das kann man kritisieren. Er macht sich vielleicht nicht mehr die Mühe, seine ohne Zweifel vorhandene intellektuelle Gelenkigkeit auch diesbezüglich mit der nötigen Sachkenntnis zu unterfüttern, sondern schlägt um sich, womöglich mit der Ahnung, daß all die (Überwachungs-)Instrumente demnächst in die Hände derer geraten könnten, die er auf dem Müllhaufen der Geschichte wühlte. Denen er womöglich ungewollt in die Hände gespielt hat, indem er vor allem die attackierte, die für eine bessere, eine gerechtere Welt eintraten. Das wäre dann irgendwie dumm gelaufen. ¶

Short Cuts & Kulturnotizen

„Umka“, 1969 von Juri Jakowlew erdacht, bietet das, was Kinder brauchen: Geborgenheit, Abenteuer, Freiraum und Grenzen für die Entwicklung, Werte zur Orientierung und Freundschaft. Die Geschichte um den kleinen Eisbären, der noch nichts von der großen „Eisbärenwelt“ außerhalb der Höhle, kennt, erzählt von seinen ersten Schritten in das Erwachsenwerden und seiner Begegnung mit dem kleinen Menschenjungen, aus der eine wunderbare Freundschaft entsteht. **Irina Link** aus Trier hat den russischen Kinderbuchklassiker liebevoll illustriert und damit beim Meefisch-Wettbewerb 2015 neben dem Jurypreis auch den Publikumspreis gewonnen.

Im zweijährigen Turnus vergibt die Stadt Marktheidenfeld den Preis für Bilderbuchillustration „Der Meefisch“ für das beste noch unveröffentlichte Bilderbuchprojekt im deutschsprachigen Raum.

„**UMKA**“ ist nun im Würzburger Arena Verlag erschienen. Das schöne, 40seitige Bilderbuch für Kinder ab drei Jahren ist ab sofort im Buchhandel erhältlich.

Die nächste Ausschreibung zum 7. Wettbewerb „Der Meefisch“ erfolgt im Herbst 2016.

[as]

Seit 1948 setzen sich die **Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte** (FMKuG) für die Förderung der regionalen Kunst ein, nun feierten sie ihr 10jähriges Geschäftsstellenjubiläum im Pleicher Handwerkerhaus.

Anlässlich der Feier wurde eine Büste des Verlegers Otto Richter enthüllt. Geschaffen wurde die lebens-echte Bronze 1932 von Fried Heuler anlässlich des Todes des Kunstmäzens. Als Enkel des Gründers der J. M. Richterschen Buchdruckerei gründete er mit seinen Brüdern 1883 den „Würzburger General-Anzeiger“, den Vorgänger der Main-Post, und leitete die Anzeigengeschäfte des Familienunternehmens. 1930 initiierte und finanzierte er den Bau der nach ihm benannten Otto-Richter-Halle in der Maxstraße, die er als Ausstellungsort für lebende fränkische Künstler der Stadt Würzburg stiftete. Für die Durchführung der Ausstellungen zeichnete der Kunstverein Würzburg verantwortlich, einer von drei Vorgängervereinen der FMKuG, die nach der Wiederbegründung des Vereins und der Wiedereröffnung der Otto-Richter-Halle 1952 die Organisation der Ausstellungen übernahmen. Die Büste des Stifters war bis 2002 in der Halle zu sehen, nach dem endgültigen Umbau für die Sparkasse wanderte sie in den Bestand der FMKuG, die sie nun auf einer Stele des Bildhauers Markus Full in ihrer Geschäftsstelle aufgestellt haben.

[vb]

Was wäre gewesen, hätten im Mai 1525 die drei vereinigten Bauernheere die Würzburger Festung Marienberg eingenommen? Diese Frage und auch viele weitere nach der „Revolution des gemeinen Mannes“ in Franken erörtert der Sammelband „**Bauernkrieg in Franken**“, herausgegeben von **Franz Fuchs/ Ulrich Wagner**, der die Beiträge eines gut besuchten Symposions im Oktober 2014 zusammenfaßt. Warum ausgerechnet im Hochstift Würzburg und nicht im streng regierten Herzogtum Bayern die Aufstände losbrachen, die im Sturm auf die Festung eskalierten, erörtern mehrere Autoren.

Gründe waren wohl der herrschaftliche Druck auf die Bauernschaft, die Verhinderung sozialer Reformen, das Gefälle im Zahlungsverkehr bei der Münzqualität zu Ungunsten der Untertanen, die schlechtere Lage der Unterschicht in den Städten, der Haß auf die kirchlichen Institutionen, geschürt durch umherreisende Prediger vom „linken“ Flügel der Reformation und Luthers Lehre von der „persönlichen Freiheit eines Christenmenschen“.

Im Mittelpunkt aber steht der Kampf von drei Bauernheeren mit ca. 20 000 Mann gegen das Symbol der fürstbischöflichen Herrschaft, die Festung Marienberg, die von nur ca. 350 Mann Besatzung gehalten wurde. Der Fürstbischof Conrad von Thüngen war längst geflüchtet. Die Verteidiger der Burg aber waren dank guter Vorbereitung und Ausrüstung, der vorteilhaften topographischen Lage sowie ihrer hinhaltenden Verhandlungstaktik den ungeordneten Bauernhaufen überlegen, die ohne eine einheitliche Führung und waffentechnische Erfahrung sowie geeignete Geschütze antraten. Hätten die Bauern die Festung beim ersten Ansturm einfach überrannt, wäre diese wohl geschleift worden.

So aber scheiterte der Aufstand, die Beteiligten wurden grausam bestraft. Gravierende Folgen hatte der Bauernkrieg auch für die meisten Künstler; sie verloren ihre kirchlichen Aufträge, arbeiteten zunehmend für den privaten Gebrauch. Der Klerus war gespalten; viele schlossen sich der Reformation an. Die in den „Zwölf Artikeln“ der rebellierenden Bauern formulierten Forderungen griffen die Privilegien der Adligen an; trotzdem standen einige auf Seiten der Bauern; daß Florian Geyer oder Götz von Berlichingen sie nachhaltig unterstützten, gehört wohl in den Bereich der Legende. Letztlich aber waren die Bauern und der Niederadel die Verlierer des Aufstands.

Bauernkrieg in Franken, hg. von Franz Fuchs und Ulrich Wagner, 434 Seiten, Verlag Königshausen & Neumann Würzburg, 2016, 48.-€.

[frey]

MARIE JO

Ich fühl' mich wohl.



Ihr Wäsche Graf
Wäsche & Mode hautnah!

Schmalzmarkt 5 · Würzburg
Tel. 0931-523 04

Wir führen BHs in den Größen 65 - 110, Cup A - H
MarieJo L'Aventure Primadonna Twist



Kreativität ist einfach.



Wenn man Talente fördert und Kunst für alle zugänglich macht. Die Sparkassen-Finanzgruppe ist der größte nicht staatliche Kulturförderer Deutschlands.